Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 4

Artikel: Gemeindestuben und Gemeindehäuser [Schluss]

Autor: H.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633269

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Volksheim zum „Rosengarten" in Thalwil; Ansicht von Westen.

nicht so einfach und nicht ohne weiteres auszuführen sei. Er müsse zuerst die Priesterweihe empfangen, das sei gewissermaßen die Pforte, durch die er in das gelobte Land eingehen könne.

Jetzt hatte Viktor nichts mehr dagegen, Pfarrer zu werden, da er nun der Uebergang zu dem verlockenden Leben eines Heidenpredigers werden sollte.

Der Vater erschrak, als ihm der Vierzehnjährige, den er nun endgültig von der Schule erlöst glaubte, seinen Entschluß mitteilte. Dann brauste er auf und schalt. Als das nichts nützte, erinnerte er ihn an sein Versprechen, mußte aber erfahren, daß dies von den Klosterherren nicht als bindend erklärt worden war. Wieder brauste er auf, besann sich aber bald und führte seinen Sohn durch sein Besitztum.

Da steht der altererbte Bauernhof in seiner soliden, festgewachsenen Herrlichkeit. Das ist alles, was sich ein Bauer wünschen kann. Gute vertäfelte Stuben mit Balkendecken und sauber gefügten Fußböden aus meterbreiten Dielen. Und eichene Tische drin und bequeme Bänke, die in die Wand eingelassen sind. Und vornehme glatte Kästen, nußbäumige und birnbäumige und andere, die schon ganz alt sind, mit dunklen gedrehten Säulen und geschnitzten Köpfen und Rankenwerken. Und ein behaglicher grüner Kachelofen mit der größten Ofenbank im ganzen Dorf. Hier friert man nie, mag der Winter auch noch so kalt sein, wie anno neunundzwanzig, wo die Stämme der Obstbäume zersprangen und im Keller die Weinfässer einfroren.

Da sind breite behäbige Betten mit hochgetürmten Kissen, die mit dem feinsten Flaum gefüllt sind, nicht etwa bloß mit Federn. Und weiche Matratzen, daß einer, der es nicht gewohnt ist, erschrickt und meint, er müsse ertrinken, wenn er so tief hineinsinkt. Es muß eine Freude sein, in diesen Betten zu schlafen. Aber das gehört sich auch für Leute, die den ganzen Tag über tapfer bei der Arbeit sind.

Und gut essen müssen sie auch. Drum ist die Küche so groß und glänzt es an den Wänden hundertfach auf blankem Eisen und Messing und sauberm Geschirr. Und wenn man in die Speisekammer hineinsieht, läuft einem das Wasser im Munde zusammen. Man merkt auf den ersten Blick, daß hier im Jahre mehr als einmal geschlachtet wird. Und man begreift auch, daß es für die Tante Anna keine Kunst ist, jedem hungrigen Bettler einen guten Bissen zuzustecken.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeindestuben und Gemeindehäuser.

(Schluß.)

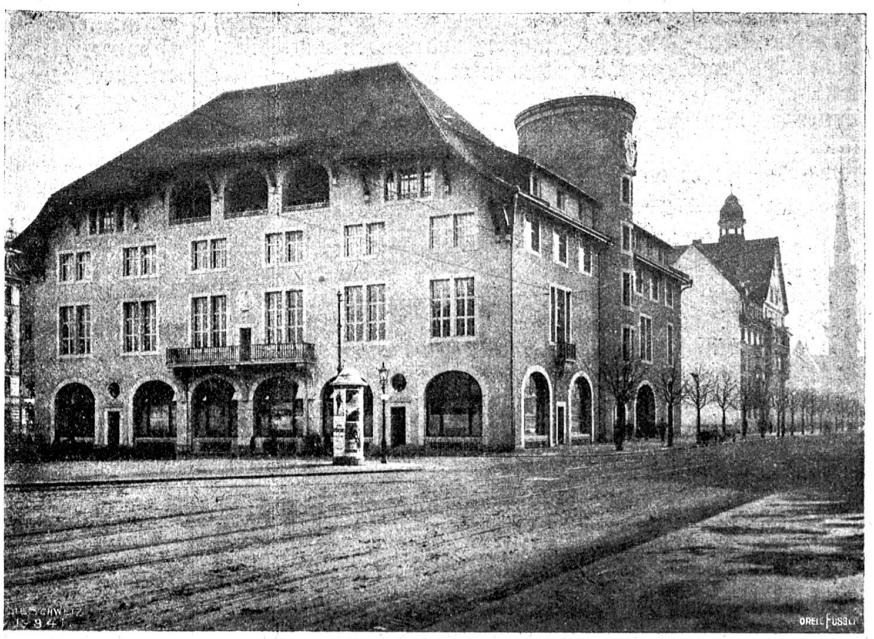
Die soziale Fürsorgearbeit wird von Tag zu Tag notwendiger. Die Frage des Bedürfnisses nach alkoholfreien Verpflegungs- und Aufenthaltsorten in Ortschaften mit Industriebevölkerung kann nicht bestritten werden. Wie gerne und leicht sich die Jungmannschaft, aber auch das erwachsene Volk mit alkoholfreier Bewirtung und Geselligkeit abfindet, dafür lieferten gerade unsere Soldatenstuben den besten Beweis. Man weiß, daß sie segensreich wirkten und daß sie von den Soldaten sehr geschätzt waren.

Ein weiteres Beispiel dafür, wie sehr das auf der Basis der Gemeinnützigkeit stehende alkoholfreie Gasthaus einem Volksbedürfnis entgegenkommt, stellen die alkoholfreien Speise- und Kurhäuser des „Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften" dar. Im Dezember 1894 eröffneten einige sozialdenkende Zürcher Frauen, an ihrer Spitze Frau Professor S. Orelli, eine kleine Kaffeestube. Sie sollte den Alleinstehenden eine heimelige Zufluchtsstätte sein. Der „Kleine Marthahof" erwies sich bald als zu klein. In den folgenden zwei Jahren wurden drei weitere Lokale eröffnet. Im Jahre 1908 wurde der erste Großbetrieb gegründet; ein ehemaliges Patrizierhaus wurde baulich umgestaltet und mit einem großen Parterresaal und heimeligen Stuben im Oberstock versehen. Die Säle des „Karl des Großen" füllten sich schon am ersten Tag bis auf den letzten Platz. Heute führt der Verein außer den zwei Volks- und Kurhäusern auf dem Zürichberg in der Stadt elf alkoholfreie Wirtschaften, darunter vier Großbetriebe. Diese Institute bedienen täglich über 20,000 Personen und haben einen Jahresumsatz von beinahe 4 Millionen (1917). Sie beschäftigen zirka 500 Angestellte, denen sie eigens für sie eingerichtete Wohnungen zur Verfügung stellen. Schon im Jahre 1900 schaffte der Zürcher Frauenverein die Trink-

gelder ab und 1905 führte er die 10-stündige Arbeitszeit ein. Durch Lehrkurse wird auch für die geistige Ausbildung der Angestellten gesorgt.

Was die straffe und praktische Organisation gemeinnütziger Kräfte — der Verein zählt bloß 25 Aktivmitglieder nebst zirka 200 Gönnern — zu leisten imstande ist, zeigten die Zürcher Frauen an der „Schweizerischen Landesausstellung in Bern 1914" mit ihrem großzügigen alkoholfreien Restaurant, das trotz billiger Preise und des Kriegsausbruches noch ein finanzielles Plus verzeichnete zu dem hohen moralischen Erfolg, dem man ihm wegen seiner tadellosen Führung zubilligen mußte.

Die soziale Wirkung gutgeführter alkoholfreier Wirtschaften und Gasthäuser ist nicht hoch genug anzuschlagen. Frau Professor Orelli läßt sich hierüber in ihrer Werbeschrift „Praktische Wirtshausreform. Das Werk des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften, eine Aufmunterung für alle, welche auf diesem Gebiete arbeiten wollen" (Alkoholgegnerverlag, Lausanne 1918), wie folgt vernehmen:



Das alkoholfreie Volkshaus in Zürich III. (Das Restaurant wird vom Zürcher Frauenverein geführt.)

„Denken Sie sich z. B. den alleinstehenden Mann, der früh am Morgen zur Arbeit gehen muß; er ist auf fremde Verpflegung angewiesen. Was bietet ihm das gewöhnliche Wirtshaus? In früher Morgenstunde noch nichts als vielleicht den verderblichen Schnaps, und damit beginnt er sein oft hartes Tagewerk. Dagegen teilte mir eine unserer Schülerinnen mit, den tiefsten Eindruck von dem Segen der alkoholfreien Wirtschaft habe sie empfangen beim Anblick unserer durch die Morgengäste angefüllten Restaurationssäle. Der Gedanke, daß nun alle diese Männer, vorherrschend Angestellte und Arbeiter verschiedener Berufszweige, so gut genährt werden mit der köstlichen Hafersuppe und mit Milch oder Milchkaffee und allerlei schmackhaften Zulagen, und so wohlversorgt an ihr Tagewerk gehen, sei ganz erbauend für sie gewesen. Und unsere Mittag- und Abendessen. Da erscheinen sie wieder in Scharen. Sie bringen alle einen wackern Appetit mit und leisten sich zum Nachtisch etwa noch eine süße oder saure Milch, ein Stück Kuchen oder ein Glas alkoholfreien Obstsaft, aber das Bedürfnis nach einer Zulage von Bier oder einem Dreier Wein haben sie sich abgewöhnt. Denken Sie sich einmal diese viel gesündere Lebensweise und die Ersparnisse, die dabei für die Familie gemacht werden. Auch in den Mädchensaal werfen Sie noch einen Blick. Da finden Sie Schülerinnen, Bureaufräulein, Arbeiterinnen in Eintracht beisammen. Nach dem Essen nehmen sie den Strickstrumpf, die Häkelarbeit oder ein Buch hervor und vertreiben sich so die Zeit, bis die Arbeit wieder ruft, in harmloser Weise.

Nun muß ich Sie aber doch noch ins alkoholfreie Kurhaus „Zürichberg" oder in den „Rigiblick" führen. Kommen Sie an einem freien Schultage oder besser noch an einem Sonntage. Ein reizender Anblick belohnt Sie. Da sitzen unter den grünen Baumwipfeln der Waldanlage oder auf der aussichtsreichen Terrasse oder in dem frohmütigen Restaurationssaal, je nach dem Wetter, ganze Familien. Ein Fest für die Kinder und die Mutter, daß auch der Vater dabei ist. Und die Mutter kann nach manchem mühsamen Tagewerk nun ausruhen, denn hier wird das Mittagessen auch für sie gekocht und kommt kaum teurer zu stehen als zu Hause. Die Kinder sind voll Glückes bis auf das kleinste. Es trippelt um den Tisch herum und jubelt laut auf, wenn die Vöglein durch die offenen Fenster hereinschwirren und die Brosamen vom Boden aufpicken; die sind hier auch wie zu Hause. Und die Briefe sollten Sie lesen jener Mütter, die ihrer Freude und ihrer Dankbarkeit darüber Ausdruck geben, daß ihre hier studierenden Söhne fast ausschließlich in unsern Häusern verkehren, sich dabei wohl befinden und vor den Schäden der Großstadt bewahrt bewahrt bleiben. Wieviel im weiteren diese Häuser allen Alleinstehenden, besonders auch ältern Damen und Herren, bieten, ist gar nicht zu sagen. Sie ersetzen ihnen annähernd Familie und Heimat und erfüllen ein geradezu brennendes Bedürfnis unserer Zeit. Und bei alledem ändern sich allgemach unsere unseligen Trinksitten, was doch unser Ziel ist, und machen bessern Gewohnheiten Platz."

Die Zürcher Frauen haben mit ihren alkoholfreien Speise- und Gasthäusern unendlich mehr getan für die Enthaltsamkeitsbewegung als tausend Propagandabroschüren zu wirken imstande sind. Sie haben der Wirtshausreform im Sinne der oben beschriebenen Gemeindestuben und Gemeindehäuser auf das Wirksamste vorgearbeitet. Ohne diese Vorarbeit wäre es wohl der Zürcher Arbeiterschaft nicht möglich gewesen, ihr Volkshaus alkoholfrei zu betreiben und zwar unzweifelhaft zu ihrem eigenen Nutzen. Es steckte leider zu wenig Idealismus und Erkenntnis in den damaligen Führern der Berner Arbeiterschaft, um mit ihrem Volkshaus dem Beispiel der Zürcher zu folgen und damit der Berner Bürgerschaft, die gleichzeitig ihr Bürgerhaus erstellte, mit dem guten Beispiel voranzugehen.

Auch auf dem Lande finden wir bereits praktische Ansätze dieser Wirtshausreform. Thalwil am Zürichsee baute sich unlängst seinen „Rosengarten", ein hübsches Volksheim mit alkoholfreien Restaurationsräumen, mit einem Theater- und Konzertsaal für 300 Hörer, einem geräumigen Lesezimmer, einem Billardraum, einem Salon, einem Nähzimmer, mit Badezellen und Douchekabinen, kurz mit all den nützlichen Einrichtungen, die dem Wohle einer aufstrebenden Bevölkerung dienen. (Siehe Abbildung auf Seite 40.)

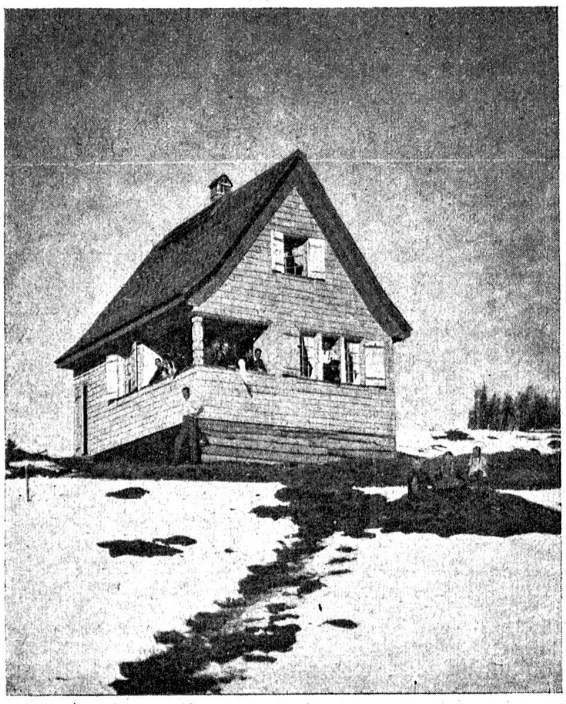
Unseren Behörden, insbesondere unseren obersten Landesvätern, möchten wir die Förderung der Wirtschaftsreform auf der bereits eingeschlagenen Bahn warm ans Herz legen. Die Wissenschaft hat längst den Alkoholismus als die Hauptquelle der physischen und psychischen Degeneration festgestellt. Diese zu verstopfen sollte die vornehmste Pflicht der Behörden sein. Leider aber werden wir es im Jahre des Heils 1919 noch einmal erleben, daß eine hoch-

wohllöbliche Eidgenossenschaft ihren Alkoholikern teuren Fusel liefert, um die schwachsinnigen und tauben und epileptischen Kinder dieser ihrer Kunden mit dem Geld des Alkoholzehntels (der ganze Monopolgewinn beträgt 6 Millionen Franken!) zu versorgen. Gibt es einen größern Schönheitsfehler im schweizerischen Wohlfahrtsstaat als unser famoses Alkoholmonopol? H. B.

Ein neues Bergheim.

Kurz vor Weihnachten hat im Gantristgebiet in aller Stille die Einweihung einer neuen Klubhütte stattgefunden. Die Gymnastische Gesellschaft Bern, die neben ihrem Hauptzweck, der Leichtathletik, auch mit Begeisterung dem Berg- und Skisport huldigt, hat es trotz Krieg und Not gewagt, sich droben im schönen Voralpenland, wo sie schon seit Jahren Sommer- und Winterhütten mietete, ein eigenes Heim zu bauen. Freudig haben die Mitglieder ihre Scherflein zum Bau des Hüttleins zusammengetan, aber schwerlich hätten sie wohl die nötigen Mittel aufgebracht, wenn nicht Geschäftsleute und Private in höchst verdankenswerter Weise dazu beigetragen hätten.

Fast zuoberst auf dem Dürrtannengrat, zwischen den aussichtsreichen Vorbergen der Pfeife und Schüpfenfluh, hockt keck und kühn das heimelige Hüttlein. Neugierig steckt es seinen spitzen Giebel in die Luft. Etwas feiner und zarter gebaut als seine Nachbarinnen, hat es doch im furchtbaren Föhnsturm kurz nach Neujahr bewiesen, daß es das rauhe Bergklima ertragen kann. Prächtig paßt es in seine Umgebung; aber erst, wenn sein neuer Schindelmantel, der es vom Kopf bis zu den Füßen schützend umgibt, von Sonne und Regen silbergrau gebeizt sein wird, kann es als würdiges Mitglied in das Burgerrecht der Gantristgemeinde aufgenommen werden. — Die Aussicht von seinem sonnigen Läubli allein schon macht dir das Hüttchen zum steten Freund. Ein Teil der Hochalpen im Osten, dann die ganze stolze Reihe der Berner und Freiburger Voralpen von der Wirtneren bis zur Kaiseregg und ganz im Westen die edel-



Das neue Bergheim auf Dürrentannen im Ganteristgebiet.

geformten blauen Greyerzerberge! Wie das Aeußere, so ist das Innere der Dürrentannenhütte: praktisch und heimelig; jedes Eggeli ist gut ausgenützt. Ehrend seien die Erbauer, die Herren Architekten Scherler und Berger, hier erwähnt.

An einem Samstag im Dezember fanden sich die Bergfreunde der G. G. B. in ihrem neuen Heim zur sogenannten Hausräuke zusammen. Laute, Handorgel und tausend Lieder halfen mit zu einem fröhlichen Abend. Am Sonntag darauf hielt der Pfarrherr von Schwarzenburg die Weiherede. Allen Teilnehmern wird die eindrucksvolle Bergpredigt mitten in den schneebedeckten Vorbergen, hoch über dem Nebelmeer im Glanz der Wintersonne unvergeßlich bleiben.

Gastfreundschaft und echte Kameradschaft werden wir Dürrentannenburschen stets pflegen und hochhalten, mit Land und Leuten werden wir noch viel enger verwachsen und immer lieber wird uns unser Berghaus werden. Ein Heim ist es uns vor allem im Winter, wenn wir uns in der weißen Pracht tummeln und über den Nebelwolken in den tiefblauen Himmel jauchzen; schön ist es aber auch, droben im Sommer beim Glöggele des weidenden Viehs einzuschlafen und am frühen Morgen auf die nahen Gipfel zu steigen oder am Abend beim Pfeifchen auf dem Läubli zu „spinnen". Nicht minder zieht es uns hinauf, wenn die Heidelbeeren reifen, die Weiden anfangen zu herbstelen und von den Alpen und aus allen Schlünden heraus endlose Schaf- und Rinderherden zu Tal ziehen. Still wird es dann oben auf den Alpweiden und Vorsaßen, und dann ist es eigentlich fast am schönsten.

Die gegenwärtige Einstellung des Bahnverkehrs an Sonntagen kann uns doch nicht um unsere schönsten Winterfreuden bringen. Da wir am Sonntag nicht mehr heim können, kehren wir halt am Montag früh zurück! Tief in der Nacht rattert dann der Wecker der „Schwarzwälderin" in der Dürrtannenstube und mahnt zum Aufbruch. Manchmal leuchtet Mond- und Sternenlicht zur Heimfahrt — dann wird die Mühe des Frühaufstehens herrlich belohnt und fast so schnell wie die fahrenden Sterne am Nachthimmel sausen wir die Pfeife hinab. Aber auch mit Nebel und Sturm nehmen wir es auf — es dünkt uns immer noch viel schöner als drunten in der Stadt! Ueber viel Alltagssorgen und Weltschmerz helfen uns die Stunden in der Höhe droben hinweg. Auf der ersten Seite des prächtigen Hüttenbuches auf Dürrentannen heißt es:

„Jahre um Jahre vergehen und sind auf immer vergangen,
Aber ein schöner Moment leuchtet das Leben hindurch."

E. B.

Chorber-Chriegeli.

Von Jakob Bürki. 4

„Lagseh, was steischt jitz da wie-n-e Oelgötz," schnauet's ungereinischt näbenume gäge Chriegelin. „Du bischt tschuld! Grad du, u niemer angers! Du hesch es verlalleret, u nüt guets zue-n-ihm g'luegt!"

„U jitz lauf ab," het's kumidiert, „ u reich der Metzger, daß er's chunnt cho ushütle-n-u verschnäfle, so chöi m'r de morn afe — — afe — — n-e Bitz — — — hu — hu — — e Bitz ubertue — — huhu, mys Mutteli!"

U nimmt d's Fürte vor d'Auge-n-u schießt zur Chuchitüre-n-y, u dinne het me's ghöre horne.

U wie's so geit, wenn einischt z'grächtem cha plääret wärde, so liechtet's. Emel Chriegelin het das Ghorn fei eso wohl ta, vowäge, solang Annelisi dem Chachelbank u de Pfanne het vorgsunge, het's ihm emel nit meh chönne wüescht säge, verschwyge-ne unger e Tisch ache chnuuschte, u derzue het er viel es strübers Wätter erwartet gha, als es über ihn gfahre-n-ischt.

Drum het er sys Geißi schier echly wohl liechtsinnig vom Buggel gschlungge un a der innere Tennstörisyte-n-